

## EIN HARTES ENDE, TEIL I



## 57.

Als ich unseren Aufenthalt auf Deer Island als „Abenteuer light“ beschrieb und uns als „Milchreisbubis“ herabwürdigte, weiß ich noch nicht, was sich in den letzten 24 Stunden abspielt. Für den „Milchreisbubi“ entschuldige ich mich hiermit bei Christian, denn das Ende ist hart. Der Nerventest beginnt mitten in der Nacht. Ein Wolf stellt sich vielleicht 20 Meter neben unsere Kopfkissen und beginnt ein Trauerlied. Es kommt mir vor, als ob sich seine Kehle, aus der er heulende, leicht gurgelnde und teilweise weinende Töne presst, direkt hinter meinem Zelt befindet. Er jault im Duett mit einem anderen Wolf, der seine Partie in großer Entfernung gibt – so leise, dass man es fast nur erahnen kann. Viele Menschen fürchten sich ja vor diesem Wolfsgeheul. Ich habe zwar keine Angst, bin aber auch nicht direkt locker und schon gar nicht angriffslustig. Mir geht durch den Kopf die Bärenhupe in Betrieb zu nehmen, aber irgendein innerer Widerstand hindert mich, aus dem Zelt zu kriechen und den warmen Schlafsack zu verlassen.

So liege ich mit komischen Gefühlen gut anderthalb Stunden wach, denn so lange dauert der Terror. Meine Nerven werden auf eine sehr harte Probe gestellt, zumal ich mich ganz alleine fühle, denn aus Christians Zelt mischt sich nur ohnmächtiges Schnarchen in die Wolfsarien. Dieser Wolf hat ein unheimlich breites Repertoire an Heultönen. So geprüft und gequält ist es eine kurze Nacht mit wenig Schlaf.

Als ich morgens wach werde, begrüßt mich ein fast sturmähnlicher Wind und starker Regen. Das sind nicht gerade die idealen Zutaten für einen geordneten Lagerabbau. Christian und ich treffen uns frierend im Konfi-Zelt und warten erst mal ab. Warum beschließen wir nicht einfach unseren Tagesplan auf morgen zu verschieben? Wahrscheinlich sind wir beide zu preußisch erzogen. Wir machen einfach genau das, was wir uns vorgenommen haben, obwohl der Sturm stärker wird. Wir sind leider darauf programmiert, die positiven Anzeichen zur Entscheidungsfindung heranzuziehen, denn die Wolken reißen auf und der Regen wird dünner. Kurz vor 12 Uhr starten wir mit leerem Magen und bei leichtem Regen das von Christian konzipierte Abbauprogramm – immerhin würzt er seine Anweisungen mit dem Hinweis, er sei der „Lagermeister“.

Ich nehme mir fest vor, die nachfolgenden Ereignisse nicht aufzuschreiben, um nicht ein schlechtes Vorbild zu liefern. Aber dann kommt mir der Gedanke, dass schlechte Vorbilder auch Gutes bewirken, besonders wenn man die richtigen Schlüsse daraus zieht. Insofern gilt: Alles, was jetzt kommt, nicht nachmachen! NIEMALS!

Abenteuer sind spannend, fordern einen heraus und zeigen die eigenen Grenzen auf. Wenn man sie besteht, fühlt man sich stärker und besser. Wenn man die eigenen Grenzen jedoch überschreitet oder den Blick für die Gefahr verliert, nimmt man unnötiges Risiko in Kauf. Leider tun wir genau das.

Der Abbau eines Lagers in der Wildnis muss mit den Wetterverhältnissen im Einklang stehen. Man gibt sein Dach über dem Kopf auf und kommt in Zugzwang. Dass wir unsere Zelte und Sachen im Regen packen ist nur unbequem und doppelte Arbeit, weil wir später bei Walter auf der Farm alles wieder auspacken und trocknen müssen. Aber der Transport unserer Packkisten, Boxen, Säcke und so weiter ist gefährlich, weil wir sie über die glitschigen Felsen zum Wasser tragen müssen. Wir haben uns von Jerry ein kleines Motorboot geliehen, um das viele Gepäck erst einmal zur Lodge zu bringen. Ein Weg, der eine knappe Stunde dauert, jedenfalls bei normalem Wetter.

Wir beladen das Boot, das selbst in unserer geschützten Bucht nervös auf den Wellen hin und her tanzt. Auch dieses letzte Warnsignal ignorieren wir unfröhlich, nass und hungrig. „Mach was zu essen, ich bin in zwei Stunden zurück“, rufe ich ihm noch zu, nachdem der Motor endlich angesprungen ist. Christian will den Rest packen und unseren Lagerplatz ordentlich hinterlas-

sen. Außerdem muss unsere Toilette noch entleert und entsorgt werden. Das allein ist für mich schon ein sehr guter Grund, Kapitän des Frachtkreuzers zu sein, und so schippere ich die kurze Strecke bis zum offenen Bay auf munteren Wellen, sozusagen die kleinen Brüder der großen Wellen, die der Sturm auf die Georgian Bay zaubert.

Kaum bin ich aus dem Schutz der felsigen Bucht gibt es kein Zurück und kaum ein Vorwärtskommen. Anderthalb Meter hohe Wellen machen mit dem Boot, was sie wollen. Gefährlich sind vor allem die Wellentäler. Auf der komplizierten Route zwischen großen Felssteinen, die normalerweise einen Meter unter der ruhigen Wasseroberfläche liegen, ragen sie nun auf einmal für wenige Sekunden aus dem Wasser, um dann sofort wieder überspült zu werden. Dazu peitscht mir ständig hartes Wasser in die ungeschützten Augen und das Boot hebt sich so hoch, dass ich viel zu wenig freie Sicht nach vorne habe. Ich fahre so gut wie blind. In mir steigt Angst auf, denn ich merke, dass ich nicht mehr Herr der Lage bin. Genau genommen bin ich sogar ziemlich ausgeliefert. Ich traue mich nicht den 15-PS-Motor voll aufzudrehen, andererseits ist er es, der mich von den flachen Felsen wegbringt. So steuere ich zunächst nur in Richtung offener Bay und jammere in mich hinein. Jede Sekunde kann das Boot zerkrachen. Ich weiß das und fühle mich hilflos und verlassen.

Aber dann kriege ich genug Abstand vom Ufer und nun gilt es, die Bewegungen der Wellen richtig zu lesen, damit sie das Boot nicht überrollen. Nach einiger Zeit fühle ich mich wie ein Surfer und etwas mehr Zuversicht steigt in mir auf. Scheinbar lese ich die Wellen richtig und verstehe ihren Takt. Jetzt muss ich den Bogen schaffen und in die Einfahrt des Collin's Inlet hineinkommen. Dort gibt es wieder mehr und flachere Felsen, aber die Fahrrinne ist hofentlich tief genug. Ich führe das Boot wie eine zentnerschwere Tänzerin, die man jedenfalls nicht mit der eigenen Körperkraft in den Griff kriegt.

Nach circa 20 Minuten bin ich aus der Bredouille und danke allen guten Geistern, wenngleich ich wohl völlig von diesen verlassen bin, wie man noch sehen wird.